

Wenn Sterben Alltag wird

„Kein Mensch kann 24 Stunden am Tag sterben.“ Unter diesem Motto arbeitet die evangelische Pfarrerin Christine Jung-Borutta in der Hospizseelsorge in Bochum. Dort werden Patienten und Angehörige auf den letzten Metern des Lebens intensiv begleitet, um ihnen die letzten Stunden, Tage und Wochen ihres Lebens so angenehm wie möglich zu machen. Sie sollen sich zu Hause fühlen, nach ihren eigenen Regeln leben. Sterben ist Leben, und das macht man nicht alleine.

Von Stefan Döring

Sie sitzt einfach nur da. Im Bett neben ihr liegt Hedwig Reuter. Die Haare wurden ihr gerade erst gewaschen und gekämmt, die blau-weiße Bettdecke mit roten Punkten liegt locker auf ihrer Brust, und sie beobachtet ihre Umgebung – versucht die Frau ihr gegenüber zu fokussieren. In einem ruhigen, liebevollen Ton beginnt Christine Jung-Borutta das Gespräch – so wie sie es immer tut. Das sei wichtig, um die Menschen für sich zu gewinnen, um Vertrauen aufzubauen. Sie kennt Hedwig Reuter bereits ein paar Tage. Die ältere Dame liegt in einem Zimmer unter dem Dach einer alten Villa an der Königsallee in Bochum. In dieser befindet sich das St. Hildegard-Hospiz, von wo aus die Pfarrerin Christine Jung-Borutta den Ambulanten Hospizdienst leitet, sich aber auch um die bis zu zwölf Bewohner des Hauses kümmert. Seit 1995 tut sie dies bereits. „Jeder Tag ist anders. Ich hatte noch nie einen Tag, an dem es nicht hochspannend war, hier zu arbeiten“, erklärt sie.

Auch heute ist wieder so ein Tag. Sie unterhält sich mit Hedwig Reuter über deren großes Hobby: das Backen. Apfeltaschen hat sie früher gerne gemacht, weil ihre Kinder die so gerne aßen, erzählt die Dame, die wahrscheinlich nur noch ein paar Tage zu leben hat.

Sterben ist Alltag

Für Christine Jung-Borutta ist das Sterben Alltag. Als Leiterin des Ambulanten Hospizdienstes ist sie für den Erstkontakt mit dem Patienten und den Angehörigen verantwortlich. Im Hospiz selbst ist sie Ansprechpartnerin für alle. An den Tagen, an denen sie im Büro ist, nimmt sie sich gerne Zeit für die Menschen. Dann geht sie durch die Zimmer und bietet sich als Gesprächspartnerin an, um über Gott und die Welt

zu reden – im wahren Sinne des Wortes. „Die einen wollen in solchen Momenten über Gott sprechen, die anderen lassen es.

Wichtig ist aber, dass sie immer das Gefühl haben, dass wir glaubwürdig sind“, sagt die Pfarrerin. Sie selbst genießt die Gespräche, sieht sie als „Einfallstor des Heiligen Geistes“, spricht davon, „Samen gesät“ zu haben.

Um mit den Menschen überhaupt solche Gespräche führen zu können, muss sie eine Beziehung zu ihnen aufbauen. Darin liegt ein großes Talent von Christine Jung-Borutta. Durch den freundlichen Blick fühlen sich die Gesprächspartner willkommen und verstanden. „Wir besitzen die Fähigkeit zum schnellen Beziehungsaufbau. Wir müssen aber immer etwas Abstand bewahren“, erklärt die Pfarrerin. „Professionelle Nähe“, nennt sie diese Distanz. Der Patient soll wissen, dass sich alles um ihn dreht, zum anderen dürfen sie und ihr Team nicht jedes Schicksal an sich heran lassen. Das ist für die erfahrene Seelsorgerin aber kein Problem: „Ich habe privat gute Beziehungen. Somit erfahre ich zu Hause einen guten Ausgleich zum Arbeitsalltag. In der Nähe des Todes lernen wir das Leben schätzen, Wichtigkeiten verschieben sich. Es dreht sich nicht mehr um die Lieblingsendung im Fernsehen oder das Auto.“

Um gänzlich mit dem Tod eines Patienten abzuschließen, gibt es im St. Hildegard-Hospiz ein bestimmtes Ritual. Jedes Mal, wenn ein Mensch stirbt, wird im Treppenhaus eine Kerze angezündet. Zusätzlich wird alle zwei Monate ein Abschiedsgottesdienst veranstaltet. „Wir nennen das aktiven Abschied. So können wir einen ordentlichen Abschluss geben“, sagt die Seelsorgerin.



Stefan Döring (3)

Einen Großteil ihrer Arbeitszeit bringt sie ohnehin mit den Angehörigen von Patienten. Sie greift ihnen bei der Organisation unter die Arme und kümmert sich um die Sorgen, nimmt sich die Zeit. Dann teilt sie den Patienten und deren Familien einen ehrenamtlichen Helfer zu. Das ist das Besondere an der Hospizseelsorge – die Familie wird mitbetreut, auch über den Tod des Sterbenden hinaus. „Wir müssen versuchen, die Gefühle der Menschen herauszufinden. Nur so können wir Verständnis erwecken und sie auf die veränderte Situation vorbereiten beziehungsweise begleiten“, sagt die Leiterin des Hospizdienstes. Ihr Anliegen ist es, eine gemeinsame Ebene der Kommunikation zwischen Angehörigen und Patienten zu schaffen. Im Vordergrund müssen dabei die Botschaften stehen: „Ich liebe dich“ zum einen, „Ich lasse dich gehen“ zum anderen.

Großes Team

Bei dieser Aufgabe ist die Pfarrerin stark auf ihr Team angewiesen, was aus rund 80 freiwilligen Helfern besteht. „Wenn ich mit Angehörigen Kontakt aufgenommen habe, gehen die Helfer in die Familien. Die nehmen dort Termine wahr. Manchmal reicht es schon, wenn sie ihnen einfach nur ein offenes Ohr zu Verfügung stellen“, erklärt Jung-Borutta. Den Frust von der Seele reden – nicht nur ein Sprichwort. Auch geben die Helfer den Familien Sicherheit und Tipps. Sie sind aufgrund persönlicher Schicksalsschläge Thema im Team der Hospizseelsorge in Bochum. „Die Ehrenamtlichen >

Christine Jung-Borutta (links) nimmt sich gerne die Zeit, die Gäste im Hospiz kennenzulernen. Nicht nur Hedwig Reuter freut sich über die Gespräche mit der Pfarrerin.

HOSPIZDIENST

Die Kosten für den Hospizaufenthalt übernimmt in der Regel die Kranken- und Pflegekasse. Das Hospiz selbst muss einen Trägeranteil (zehn Prozent) aufbringen, der durch Spenden finanziert wird. Ist eine Kostenübernahme weder über Versicherungen noch aus privaten Mitteln möglich, kann eine Übernahme durch das Sozialamt beantragt werden. Voraussetzung für die Aufnahme in das Hospiz ist eine weit fortgeschrittene Erkrankung mit einer sehr begrenzten Lebenserwartung, bei der die Versorgung zu Hause nicht möglich ist.

Seit fast sieben Jahren ist Wolfgang Meißner ehrenamtlicher Helfer im Hospiz-Dienst. Mit den Gästen unterhält er sich auch über den Urlaub, wie hier mit Bernhard Rodegro.

INFORMATIONEN

Hospiz St. Hildegard,
Königsallee 135,
(Zufahrt über
Waldring/Ostermann-
straße),
44789 Bochum
Tel: 0234/30790-23
Fax: 0234/30790-22

E-Mail: info@hospiz-st-
hildegard.de

<http://www.hospiz-st-hildegard.de>

Ein Holzschnitt der Heiligen Familie steht im Treppenhaus des St.-Hildegard-Hospizes. Jedes Mal, wenn ein Mensch verstirbt, wird hier eine Kerze angezündet, um Abschied zu nehmen.

> durchlaufen eine Ausbildung von rund 100 Stunden. Jedes Jahr ist der Kurs voll“, freut sich die Pfarrerin. An einem Kurs nahm auch Meißner teil. Das war vor rund sieben Jahren. Heute sitzt er neben Bernhard Rodegro auf dem Bett. Sie unterhalten sich über Urlaube, wirken fröhlich und vertraut. Dabei kann es in einem Hospiz immer sein, dass der Gesprächspartner bereits beim nächsten Besuch nicht mehr da ist. Trotzdem sind beide von diesem Angebot begeistert. „Ich komme jeden Dienstagvormittag her und gehe nie mit leeren Händen. Man nimmt aus den Gesprächen immer etwas mit“, beschreibt Wolfgang Meißner seine Motivation. Und Bernhard Rodegro? Der freut sich, dass es jemanden gibt, der ihm zuhört: „Er opfert seine Freizeit. Das ist bestimmt nicht einfach, aber es ist ein hervorragendes Angebot.“

Wie Meißner nehmen sich auch die anderen Helfer viel Zeit für die Menschen, denn „kein Mensch kann 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche sterben“, meint Jung-Borutta. Die Gäste sollen einen normalen Alltag haben. Deshalb stehen die Patienten immer im Mittelpunkt. Sie sollen sich wie zu Hause fühlen. Im Hospiz gibt es ein großes Wohnzimmer – in Bochum nennen sie Zimmer dieser Größe Ballsaal.

Eine gemütliche rote Couch steht auf der einen Seite, wo einige Bewohner wohl gerne einen Nachmittagskaffee einnehmen, ein langer Wohnzimmertisch auf der anderen. Vor der Wand steht ein schwarzer Flachbildfernseher – wahrscheinlich sehen so heute viele Wohnzimmer in Deutschland aus. Von hier aus kommen die Gäste auch zu dem großen, einladenden Balkon. Von dort haben die Gäste des Hospizes



einen wunderbaren Blick auf den grünen, üppig bestückten Garten des Hauses. Vor allem im Sommer ist halten sich die Patienten mit ihren Familien gerne hier auf.

Zu Hause sterben

Aber es gibt auch die Menschen, die in der letzten Phase ihres Lebens wirklich zu Hause sind. Dort werden sie vom Ambulanten Hospizdienst betreut, der eng mit dem Pflegedienst zusammenarbeitet. Auch hier helfen Freiwillige, gehen in die Familien, nehmen sich Zeit für Gespräche und versuchen, Ängste zu nehmen. Christine Jung-Borutta verbindet ein besonderes Erlebnis mit einer Patientin, die zu Hause betreut wurde: „Sie wollte, dass die ganze Familie am Tag der Arbeit ein gemeinsames Abendmahl feiert. Sie wollte niemanden belasten, deshalb musste es an einem

Feiertag geschehen. Im Haus war alles nett hergerichtet, und wir sprachen die ersten Gebete. Plötzlich meinte die Tochter, dass ihre Mutter eingeschlafen sei. Wir haben uns um alles Nötige gekümmert, aber die Familie hatte den Wunsch, das Abendmahl zu Ende zu feiern. Dieser Abend war hoch beeindruckend“. Es scheint, als hätte die Frau den Zeitpunkt ihres Todes selbst bestimmt.

Kein Zwang

Christine Jung-Borutta ist sich jedenfalls sicher, dass jeder Mensch selbst entscheiden kann, wann er die Erde verlassen

möchte. „Sterben ist harte Arbeit, aber der Verlauf ist immer gleich“, sagt sie. Aus diesem Grund gibt es im Hospiz auch keine feste Regeln. Jeder Patient kann individuell entscheiden, was er tun oder lassen möchte. „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. Wenn er das nicht will, zwingen wir niemanden“, erklärt die Theologin.

Aus diesem Grund tut sie sich schwer, zu dem aktuell diskutierten Vorschlag eines Gesetzes für Sterbehilfe eine klare Antwort zu formulieren – zu groß ist die Angst vor Missbrauch. „Das Leben ist ein Geschenk Gottes und wie es mit Geschenken so ist, sollte man sie annehmen oder ablehnen können. Gott weist jedenfalls niemanden zurück. Wenn jemand nicht leben will, sollte man ihn auch nicht dazu zwingen. Schlimm ist allerdings, dass Menschen in die Ferne fahren und viel Geld bezahlen müssen, um zu sterben“, sagt Christine Jung-Borutta. Dafür sollte lieber die Hospiz- und palliative Arbeit ausgebaut werden. „Ich hätte gerne eine geregelte Möglichkeit, um Menschen würdevoll sterben zu lassen. Das ist schwierig in einem Gesetz zu formulieren“, sagt sie.

Gerade in der Hospizarbeit hätte man es häufig mit Tumorerkrankungen zu tun. Die Patienten kämpfen bis zum Ende um ihr Leben mit weniger werdenden Kräften. „Es ist die Frage wert, ob man Menschen zum Leben zwingen darf“, so Jung-Borutta.

Dabei spielt es keine Rolle, welche Religion, welcher Konfession der Patient angehört, denn die Hospizarbeit ist überkonfessionell, für alle da und vor allem kostet sie in der Regel nichts. Seit 2008 zahlen die Krankenkassen den Aufenthalt im Hospiz. ♣

